



SASCHA BERST-FREDIANI

Verjähmung

Justiz-Thriller

SPANNUNG

GMEINER



Kopf. Auch er hatte sich wohl verändert.
Dann aß er weiter.

5

Bevor ich anderntags zurückfuhr, ging ich noch einmal zum Friedhof. Der Himmel war verhangen und grau, und grau und verhangen waren die Straßen und Häuser; einer dieser erstarrten und farblosen Wintertage, in denen nichts sich regt, die Straßen leer bleiben und selbst die Wiesen und Büsche ohne Leben scheinen. Ich schritt den Weg ab, den gestern die Prozession genommen hatte, an den älteren Gräbern vorbei zu den neueren, bis ich ihn schon von Weitem vor Vittorios Grab stehen sah, den Rücken gebeugt, aber immer noch groß, das Haar grau, aber immer noch dicht. Er schien allein, seine Söhne, Vittorios Halbbrüder, waren nicht bei ihm.

Ich zögerte einen Moment in meiner Bewegung, weil ich zweifelte, ob ich ihn nicht besser alleine lassen sollte mit seiner Trauer, hatte aber einen so starken Drang, meinem Freund noch einmal Lebewohl zu sagen, dass ich es nicht übers Herz brachte, wieder zu gehen.

»Zio!«, sagte ich zur Begrüßung und trat neben ihn.

»Ah, sei tu – du bist es«, antwortete er, den Blick auf das einfache Holzkreuz gerichtet, das ein kleines Foto seines Sohnes trug. Es war das gleiche Bild, nur verkleinert, das gestern auch vor dem Sarg gestanden hatte. Dann wandte er sich zu mir, seine Augen waren rot und verweint, und er umarmte mich. Und dabei zitterte er, zitterte am ganzen Leib. Ich hatte den Vater meines Freundes nie anders erlebt als groß und stolz und strahlend; um ehrlich zu sein, hatte ich Vittorio immer beneidet um diesen Vater, der so viel eleganter und schöner und so viel gewandter war als mein eigener. Jetzt hatte ich das Gefühl, ein Kind im Arm zu halten.

»Ho perso il mio figlio – ich habe meinen Sohn verloren«, sagte er irgendwann, »l'ho perso mille volte e adesso l'ho perso per sempre. Ich habe ihn tausendmal verloren und jetzt für immer.« Und nachdem er dies gesagt hatte, löste sich ein Stöhnen aus seinem Inneren, das nichts Menschliches mehr hatte. So blieben wir eine Weile. Ich schloss die Augen, und die Erinnerung an Vittorio erstand mit der Wirklichkeit von Traumbildern vor mir. Vittorio, der lacht, Vittorio, der läuft, Vittorio, der mich anlächelt und mich in den Arm nimmt, Vittorio, der mir ein Geheimnis anvertraut, Vittorio, der lebt. Und jetzt war dieses Leben von ihm gewichen, weil er nicht mehr essen wollte oder nicht mehr essen konnte ...

Die Kirchturmuhur schlug, und ein kalter Wind strich über die Gräber, aber für mich blieb die Zeit stehen, zumindest für diesen einen Augenblick.

Aber natürlich – auch dieser Moment verging, wie alle vergehen müssen, und irgendwann löste sich der Vater meines Freundes aus meiner Umarmung und wandte sich wieder dem Grab zu, sah auf das Kreuz, sah auf die Blumen, die auf der aufgehäuften Erde lagen, und schwieg. Vielleicht hätte ich jetzt etwas Tröstendes sagen sollen, sagen sollen, dass sein Sohn der einzige Freund war, den ich je hatte, und über die ganzen Jahre auch mein einziger Freund geblieben war, aber ich schwieg, weil ich dachte, dass es für diesen Vater keinen Trost geben konnte, nicht heute, nicht morgen und niemals mehr. So blieb auch ich stumm, legte meine Hand auf seine Schulter und sah mit ihm auf das Holzkreuz mit Vittorios Namen und seinem Foto, sah auf das Grab und die Blumen und bildete mir ein, in ihnen lebte für einen Moment noch etwas von Vittorio fort.

Wie lange wir so gestanden sind? Ich weiß es nicht, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Für uns löste sich die Zeit auf, wir trauerten, und in der Trauer hatte die Zeit keine Bedeutung. Ich weiß nur noch, dass ich irgendwann einmal ging und Arcangelo noch blieb.

»Ich muss jetzt fort, Onkel«, sagte ich zum Abschied.

Er nickte. »Geh ruhig, geh ruhig, mein Lieber. Ich bleibe noch ein wenig«, sagte er, ohne seinen Blick vom Grab zu nehmen. Und ich nickte und ging und war sicher, er würde noch den ganzen Nachmittag am Grab des Sohnes stehen bleiben. Und wenn niemand ihn abholte, dann auch noch den Abend und die Nacht.

Ich hatte den Friedhof gerade verlassen, als ich eine Stimme hinter mir rufen hörte.

»Herr Tedeschi? Sie sind doch Herr Tedeschi, nicht?«

Ich drehte mich um und sah, wie ein Mann mittleren Alters mir nachlief und winkte. Er trug eine Baskenmütze und einen schwarzen Mantel. Ohne das Ornat, das er gestern getragen hatte, hätte ich ihn beinahe nicht wiedererkannt. Es war der Pfarrer, der Vittorio beerdigt hatte. Auch er musste gerade auf dem Friedhof gewesen sein. Er kam zu mir, lächelte und streckte mir die Hand hin.

»Ich bin sehr froh, dass ich Sie noch treffe«, sagte er in einem so makellosen Hochdeutsch, dass er kaum aus der Gegend stammen konnte. »Ich habe Sie gestern bei der Beerdigung gesehen und mir gedacht, dass Sie Vittorios Freund sein müssen. Vittorio hat viel von Ihnen gesprochen.«

»Vittorio hat ...?«, wiederholte ich überrascht. Dann erst erinnerte ich mich an die ausgestreckte Hand und ergriff sie.

»Wirklich viel über Sie gesprochen«, sagte der Pfarrer und legte mir die freie Hand auf die Schulter. »Ich war Vittorios Seelsorger und Beichtvater. Ich bin schon seit ein paar Jahren in dieser Gemeinde hier. Ich kannte ihn gut.«

»Ich ...«, begann ich und sah zu Boden. Ich war einmal sein Freund und kannte ihn gar nicht mehr gut, hätte ich eigentlich sagen sollen, brachte es aber nicht übers Herz.

»Sie waren sein Freund, ich weiß«, sagte der Pfarrer stattdessen, »es ist für uns alle sehr schwer.«

Mit diesen Worten ließ er meine Hand und meine Schulter los, lächelte mich aber weiter an, lächelte mit diesem freundlichen, aufmunternden, mitfühlenden Pfarrerslächeln, das immer so sicher und zugleich nie ganz echt wirkt.

»Als Kinder waren wir Freunde«, sagte ich. »Ich wäre gerne sein Freund geblieben, aber das wollte er nicht.«

»Ich weiß auch das«, sagte der Pfarrer, »und es tut mir leid.«

»Ja, mir auch«, antwortete ich bitter und wandte mich zum Gehen. Der Mann war ein Fremder für mich, ich wollte nicht, dass er sieht, wie sehr mich die Zurückweisung Vittorios damals getroffen hatte und heute noch traf.

»Ihm tat es auch leid«, sagte der Pfarrer.

»Meinen Sie?«, antwortete ich. Ich hätte gehen sollen. Ich spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog, das ich nicht benennen konnte.

»Wie gesagt, ich war sein Seelsorger.«

»Dann wissen Sie ja vielleicht auch, dass er sich von mir abgewandt hat, nachdem er seinen Glauben gefunden hatte«, sagte ich kalt. Ich hatte es in den ganzen Jahren für mich behalten und jetzt warf ich es ausgerechnet dem Pfarrer ins Gesicht, der meinen alten Freund beerdigt hatte und mich so gütig anlächelte. »Und jetzt? Jetzt ist er tot und verhungert!« Ich wusste nicht, wie mir geschah, aber die Erinnerung ergriff mich und drückte mich beinahe nieder, ich konnte mich gar nicht wehren gegen den Schmerz, den sie mit sich brachte. Ich fühlte mich wie damals, als ich gar nicht weit von hier beinahe in die Knie gegangen war, als hätte ich einen Schlag in den Magen bekommen, weil Vittò unsere Freundschaft kündigte.

»Er ist in einer besseren Welt«, sagte der Pfarrer in jenem eigentümlichen Ton, in dem sich die Sicherheit des Amtes mit einer gewissen Herablassung mischte.

»Hoffen wir!«, sagte ich. Wenn ich in diesem Moment irgendetwas nicht wollte, dann war es eine Diskussion über ein Leben nach dem Tod.

»Sie glauben nicht?«, sagte der Pfarrer.

»Nein«, antwortete ich.

»Das tut mir leid«, sagte der Pfarrer auch dazu. Ich zuckte nur mit den Schultern. »Vittorio hat Sie sehr bewundert. Vielleicht hilft Ihnen das über Ihren Zorn hinweg«, sagte er noch, aber da hatte ich mich schon umgedreht und ging. Mir war bewusst, dass ich ihn vor den Kopf stieß, aber von diesem Mann ging etwas aus, was mir zuwider war und nicht meine hellen, sondern meine dunklen Seiten nach außen kehrte. Was maßte er sich an?

»Auf Wiedersehen«, rief er mir nach. Als Kind meiner Erziehung erwiderte ich zumindest den Abschiedsgruß. Aber wiedersehen, wiedersehen wollte ich ihn nicht.

6

Ich wurde den Schmerz nicht los. Noch auf meiner Fahrt zurück nach Freiburg bohrte er sich tiefer und tiefer in mich. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, in Stuttgart haltzumachen, um Margarethe zumindest einen Besuch abzustatten, aber meine Laune war so finster, dass ich kaum ein guter Gesellschafter gewesen wäre. Daher verwarf ich die Idee. Stattdessen quälte ich mich erst durch die typischen Stuttgart-Staus, um dann wie ein Idiot zu rasen, als die Autobahn nach Pforzheim halbwegs frei war. Erst allmählich und sehr langsam setzte mein Verstand wieder ein.

Ich war schon hinter Offenburg, als ich mir endlich die Frage stellte, wieso mich dieser Geistliche so abgestoßen hatte. War es, weil er in mir die Erinnerung an die Kränkung beschwor, die Vittorio mir beigebracht hatte und die offenbar bis heute nicht heilen wollte, oder war es der Priester selbst, das Amt und der Glaube, für den er stand? Der Mann war nicht unfreundlich zu mir und seine Absichten waren sicher gut gewesen. Was hatte mir also so zugesetzt? Es musste etwas geben, aber es fiel mir nicht ein. Und vielleicht traf ja auch zu, was er gesagt hatte, und Vittorio hatte wirklich oft über mich gesprochen und den Bruch zwischen uns ebenso bereut wie ich. Aber warum hatte er dann in all den Jahren nicht einmal zum Telefon gegriffen, um mich anzurufen? Auch wir waren irgendwann erwachsen geworden. Niemand hätte dem anderen nach den vielen Jahren etwas nachgetragen; wir hätten den Faden unserer Freundschaft dort wiederaufnehmen können, wo wir ihn abgelegt hatten. Wie war es nur möglich, dass er mir so viel und ich ihm so wenig bedeutete? Was hatte ich ihm denn angetan?

Sünde – das Wort spukte in meinem Kopf herum –, unsere Freundschaft sei sündhaft gewesen, hatte er behauptet, aber es passte so ganz und gar nicht zu dem, was ich mit unserer Freundschaft verband, und ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Wir waren dreizehnjährige Jungs, die Hormone stiegen uns zu Kopf, wir tranken Bier, wir rauchten, wir sahen Sexheftchen zusammen an und griffen uns dabei gegenseitig schmerzhaft in den Schritt, weil wir nicht wussten, wohin mit uns. Natürlich hätte ich dabei nicht von meinen Eltern erwischt werden wollen, aber keinen Augenblick lang kam ich auf die Idee, das, was wir da taten, könnte auch nur entfernt irgendetwas mit Sünde zu tun haben. Es waren Kindereien, nichts weiter. Im Gegensatz zu Vittorio ging ich allerdings damals nicht mehr zur Kirche und nicht zur Beichte. Und gerade als mir das klar wurde, fiel mir ein, wieso ich als kleiner katholischer Junge nicht zur Kirche gegangen war und auch nicht gehen musste. Die Wahrheit war, sie hatten uns da nicht gewollt. Der Pfarrer und die frommen